

17

## Sultana.

(Nachdruck verboten.)

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nasrussen.

Marcel war an dieses impulsiv aufflackernde der anscheinend harmonisch ruhigen Araberseele so gewöhnt, daß er die Fassung nicht verlor; überdies fühlte er sich zu überlegen, um in Zorn zu geraten. Er zog Abdallah mit sich in die Nische, wo sie in Frieden sitzen und miteinander sprechen konnten.

„Ich billige die Mission meiner Mutter nicht,“ sagte er ruhig.

Abdallah war einen Augenblick sprachlos.

„Dein Vater ist tot. Wie kann dann Deine Mutter etwas unternehmen, das Du nicht billigst?“

„Bei uns ist es so. Jeder Mensch ist ein Mensch mit eigenem Willen; auch die Frauen.“

Abdallah sah aus, als zweifle er noch immer an etwas so Ungereimtem. Er setzte seinen Angriff fort.

„Der Islam ist eine vernünftige Religion: es gibt keinen Gott außer Gott. Das kann ein Kind verstehen. Eure Religion ist albern. Ihr habt drei Götter und sagt, Ihr habt nur einen. Selbst ein Neger weiß doch, daß drei nicht eins sind. Und wie kann Jesus ein Gott sein, wenn seine Mutter ein irdisches Weib war? Und wie kann Gott sein Vater sein, wenn Ihr selbst sagt, daß der Heilige Geist war, der zu ihr niederstieg? Wie sollen die Araber an etwas so Thörichtes glauben können, wenn der Prophet gesagt hat, daß es keinen Gott gibt außer Gott?“

Es wäre Marcel im Traume nicht eingefallen, daß er jemals Paladin der Dreieinigkeit werden sollte, und dennoch war er unversehens in diese Rolle geraten. Ein wenig gereizt von diesem selbstsicheren Araber, fühlte er sich berufen, Europas Ehre zu verteidigen, jenes Europas, das immer noch zu Anschauungen schwor, die sein Gegner offenbar nicht höher bewertete als einen schlechten Negerwitz.

Als er aber nach einer längeren Erörterung nur das eine erreichte, daß Abdallahs Mund breiter und breiter wurde, so daß alle seine Elfenbeinzähne allmählich zum Vorschein kamen, wurde er plötzlich des Turniers satt, warf seine Waffen von sich und griff nach neuen. Er fühlte sich stärker im Angriff als in der Verteidigung.

„Glaubst Du nicht, daß Gottes Majestät dem menschlichen Verstande unfassbar ist?“

Abdallah neigte sich tief mit über die Brust gekreuzten Armen in inniger Anerkennung dieses Faktums.

„In diesem Falle aber ist der Islam verdammt, denn Allah kann jeder Neger begreifen. Ich für mein Teil habe nie etwas erlebt, was es wahrscheinlich machte, daß es einen oder auch drei Götter gebe.“

Während Marcel diesen Gedanken weiter entwickelte, wurde Abdallahs Haltung immer steifer und zurückhaltender. Er hatte niemals Menschen getroffen, ja nicht einmal von solchen sprechen hören, die nicht an Gott glaubten. Hier ließen ihn alle Kategorien im Stich. Einen solchen Menschen konnte er nicht einmal hassen, kaum noch verachten. Er war für ihn das Absurde selbst, zugleich aber auch etwas Unreines, mit dem in Verührung zu kommen man sich hüten mußte.

„Willst Du mir bloß eines sagen,“ warf er kalt ein mit einer Miene, die man aufsetzt, wenn man einem besonders frechen Drogenhals den Mund stopfen will, „sag mir, woher der Regen kommt?“

Er durfte seinen Triumph eine Weile auskosten.

Einer der Gäste sang. Er war aus Djerba, nicht selbst Student, aber mit den meisten von ihnen befreundet, da er einen Buchhandel dicht bei der großen Moschee besaß.

Er sang mit einer gewissen Kunst, mit fleißiger Anwendung jener vagen, mit geschlossenem Munde geschmautten Gaumenlaute, die die Araber als die höchste Vollendung betrachteten. Aber mit seinen unvollkommenen Mitteln vermochte er — vielleicht besser als ein Europäer — einer Verzweiflung Ausdruck zu geben, deren Heftigkeit und Echtheit ergriff und zum Herzen ging.

Sag, was ist es mit meiner Geliebten?

Lebt sie? Ist sie gestorben?

Denkt sie meiner und weint, so will ich dran sterben.

Mögen dann ihre Tränen meine Leiche waschen!

Hat sie mein vergessen und lacht, spielt und löst ihr Haar, so will ich dran sterben.

Möge ihr Haar mir zum Leichentuch werden!

Marcel bemerkte, wie Abdallahs Antlitz während dieses Gesanges der Ausdruck wechselte. Seine Augen flammten von jenem unerschütterlichen Fanatismus, der ein Menschenleben für nichts erachtet.

„Wahabit!“ war alles, was er sagte. Es klang, als enthielte dies Wort alle Niedertracht der Ober- und Untertwelt zusammen.

Marcel erinnerte sich nun, daß die Völker von der Insel Djerba — die klügsten und aufgeklärtesten im Lande — arge Wahabiten waren, eine fekerische Sekte des Islam, die, um die menschliche Freiheit zu behaupten, die göttliche Allmacht leugneten. Sie setzten den Prophet soweit herab, daß sie bloß jedem hundertsten Bekenntnisse: „es gibt keinen Gott außer Gott“ den Nachsatz hinzufügten „und Mohammed ist sein Prophet“. In der Moschee machten sie sich lächerlich, indem sie nicht bloß die Pantoffel ablegten, sondern auch Strümpfe und — Beinkleider. Mit einem Wort: sie waren nichts Besseres wert, als daß man ihnen das Haupt spaltete. Wenigstens las Marcel diesen Gedanken in Abdallahs Augen, was ihn aber nicht weniger für ihn einnahm.

Er entsann sich der Frage nach dem Regen, erhob sein Glas mit Eiswasser und tat die Gegenfrage: „Warum ist dieses Glas an der Außenseite angelauten?“

Von hier aus ging er weiter und entwickelte in leichtfaßlicher Weise, wie der Regen entfiünde.

„Glaubst Du dies wirklich?“ fragte Abdallah ein wenig zaghafter, da er keinen Einwand zu machen wußte, im übrigen aber ganz unbeirrt, da Marcel ja ein Neger und keine Autorität war. „Willst Du mir vielleicht sagen, wohin die Seele nach dem Tode geht?“

„Ja, wenn Du mir zuerst sagen willst, wohin ein Licht geht, wenn Du es verlöschest.“

„Es geht aus!“ erwiderte Abdallah mit einem kurzen Lachen.

Und die Flamme wird zu nichts?“

„Zu nichts.“

„Aber wenn die Lichtflamme, die doch eine Realität ist, an der man sich verbrennen kann, werden kann, wie etwas das nie gewesen ist, wie sollte da die Seele, die Flamme des Körpers, die auch eine Wirklichkeit ist, nicht ebenso gut wie etwas werden, das nie gewesen ist?“

Während sie sich immer eifriger in das Gespräch vertieften, hatten sie nicht bemerkt, wie nicht bloß nur und seine Gäste, sondern auch die vier Damen sich eins ums andere fortgeschlichen hatten. Wohllich gewahrter sie, daß sie allein dastanden und keine Stimmen zu hören waren.

Marcel war des unfruchtbaren Wortstreits müde. Dagegen gelüftete ihn wohl, den Kern dieser königlichen Erscheinung kennen zu lernen, die Heiliger und einundzwanzig Jahre war.

„Du bist Marabu?“

„Mein Vater war Marabu. Mich nennt man auch Marabu. Das vererbt sich gerne.“

„Bist Du glücklich?“

„Mehr als glücklich.“

„Worin besteht Dein Glück?“

„In dem vollkommenen Frieden,“ erwiderte er, ohne zu zögern. Darin, daß ich Armen, Kindern, Wittwen und Verlassenen Gutes tue, soweit die Einkünfte meiner Pania es mir möglich machen. Daß ich nie gezweifelt habe, daß ich ohne Furcht und ohne Ungeduld der Stunde der Ewigkeit und der Begegnung mit Gott im siebenten Himmel ertgegensehe.“

„Sind das nicht Worte, die Du gelesen hast? Sie lauten, wie von einem viel älteren Manne gesprochen.“

„Sie entströmen dem tiefen Brunnen meines eigenen Herzens.“ Allah hat sie auf meine Zunge gelegt.“

Sein Antlitz hatte eine neue Verwandlung erfahren. Eine sanfte, harmonische Melancholie veredelte es. Der Glanz

der Augen verriet, daß er nicht weit von jener sinnlosen Extase war, in welcher die heiligen Männer des Islam die Vereinigung mit Gott erleben.

In diesem Augenblick erkannte Marcel wie in einem plötzlichen Lichtstrahl die ganze lockende Macht des Islam.

Sie zündeten jeder seine Zigarette an und blieben schweigend beisammen sitzen, vollkommen unbekümmert um den Aufenthalt und das Tun und Treiben der anderen.

Draußen in den Arkaden stand Sultana vom Dunkel verborgen und beobachtete die beiden mit klopfendem Herzen.

Endlich stand Abdallah mit einer Entschuldigung auf und ging.

Es war ihm der Gedanke gekommen, ob nicht das Glück ihm hold sein und ihm den flüchtigen Anblick seiner Geliebten schenken würde.

Marcel blieb allein sitzen, bloß darauf wartend, daß Nur kommen und ihn holen würde.

Die vier Tänzerinnen waren ihm mehr als gleichgültig. Seine Gedanken gingen den Weg, den sie in letzter Zeit immer nahmen, wenn er allein war. Er dachte an jene schöne Unbekannte, die er wenige Sekunden an sein Herz gedrückt, die aber seitdem kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.

Saß sie etwa zu dieser Stunde in ähnlicher morgenländischer üppiger Umgebung und dachte seiner?

Es war, als hätte jemand seinen Namen.

Er fuhr auf und sah sich um. Feierliche Stille. Niemand war zu sehen. Er hatte sich wohl getäuscht.

„Jdja Marcell!“ klang es wieder und ganz deutlich.

Er ging dem Laute nach. Es war wohl eine der Tänzerinnen, die einen Scherz mit ihm vorhatte.

Im Marmorhose war es halbdunkel. Nur die Sterne leuchteten herab auf die düstere Zypressen. Er hörte bloß das silberklare Rieseln der Fontänen.

Er ging rings um die ganzen Arkaden und spähte in alle Gemächer.

Kein lebendes Wesen zu sehen!

Einen Augenblick versank er in Entzücken über die feierliche Stimmung des Hofes. Da hörte er Gelächter aus dem inneren Hofe und erkannte, daß alle in Nurus Zimmer versammelt waren.

Er tastete sich durch den Korridor, dessen Lampe verlöscht war.

Auf halbem Wege hörte er das Rasseln von Knöchelringen.

Zwei nackte Arme preßten seinen Nacken und heiße Lippen brannten auf dem seinen.

Marcel griff vor sich hin. Ein Weib in Mhlafal! Also eine Beduinerin. Er hatte den nackten Körper durch die offenen Seitenschlitze gefühlt, und die großen Ohrenringe hatten seine Wange gestreift.

„Nimm mich mit, ich will Deine Sklavin sein!“ flüsterte sie in sein Ohr.

„Geh!“ sagte er hart und stieß sie von sich. Sie verschwand in der Küche.

Vom Hofe draußen schollen Schritte.

„Wer da?“ fragte Marcel.

„Abdallah.“

Er hatte Nurus Abwesenheit benutzt, um durch das Haus zu schleichen und, wenn möglich, einen flüchtigen Blick auf seine Zukünftige zu werfen, die, wie er wußte, von einer älteren Cousine Si Samgas behütet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus Langeweile.

Von S. Juskelewitz.

„Ja,“ begann der Totengräber Michel nach einer langen Pause, die Sache war so:

Neben manchen anderen Merkwürdigkeiten hatte unsere Stadt genau in der Mitte der Straße, wo das jüdische Krankenhaus liegt, einen Brunnen. Alte Leute erzählten, dieser Brunnen sei vor vielen Jahren von frommen Türken zur Erinnerung an einen großen, mächtigen Stammesgenossen gegraben worden und habe als eine Art Heiligtum gegolten. Aber als die Türken von einer neuen Bevölkerung verdrängt wurden, kam dieser Brunnen in einen schlechten Ruf. Dieser und jener wußte zu erzählen, er hätte mit eigenen Augen gesehen, daß nachts der unter dem Fundament des Krankenhauses begrabene Türke erscheine, zum Brunnen gehe und dort bis zum Morgen bleibe und stöhne. Natür-

lich hörten die dummen Leute auf, das Wasser des Brunnens zu gebrauchen, und fürchteten sich sogar, bei Tage an ihm vorbeizugehen. Unter den Wasserträgern jener Zeit war ein Greis, den man mit solchen Geschichten nicht ins Bodshorn jagen konnte. Dieser furchtlose Greis war der Wasserträger Nuchim, ein aus Litauen eingewanderter Jude, gesund wie ein Bär und böse wie ein Kettenhund. Dieser Nuchim hatte einen einzigen Sohn Leib, der aber noch in seinem fünfzigsten Jahre wie in seiner Kindheit allgemein „Leibotschla“ gerufen wurde. Ich muß gestehen: in meinem ganzen Leben habe ich solch einen unglücklichen Kerl nie wieder gesehen! Mit seinem Vater, dem Niesen, hatte er auch nicht die geringste Ähnlichkeit. Nuchim war ein kräftiger, energischer Greis, vor dem alle zitterten, und vor dessen Donnerstimme selbst die Krühen erlebten. Leibotschla war ein kleines, armlanges Menschchen, furchtbar wie ein dreijähriges Kind. Nichts an ihm war groß: kleine Augenlein, die beständig blinzelten, kleine Händchen, spärliche, dünne Haare im Gesicht und auf dem Kopf, ein dünnes Halschen auf ungleichen Schultern. Der Vater hatte in allem Glück, bei Leibotschla dagegen hatte sogar die Frau solch einen bössartigen Charakter, wie man ihn seinem ärgsten Feind nicht wünschen möchte. Kinder waren Kinder elf da, und nicht umsonst führte man diese merkwürdige Familie in der Stadt als Beispiel dafür an, wie ein Mensch gestraft werden kann, auch wenn er ganz unschuldig ist.

Von Beruf war Leibotschla Rutscher. Er spielte die Violine mit der linken Hand, da er geborener Linkshänder war. Wie Leibotschla spielte, das ist natürlich eine andere Frage, aber ich will bei allen Heiligen schwören: wenn Leibotschla nicht seine Geige gespielt hätte, sicher wäre die Hälfte unserer jüdischen Töchter sitzen geblieben.

Leibotschla war erster Geiger im Hochzeitsorchester von Schmerel Kriwoi, der in seiner Art ebenfalls ein lomischer Kauz war. Schmerel Kriwoi war der einzige Jude in unserer Stadt, dessen rechte Gesichtshälfte nicht mit einem Auge, sondern mit einem Stück schwarzen Pflasters in die Welt blickte.

Bei diesem Schmerel, der stets wütend war wegen seines Pflasters wegen, das ihm die ganze Hälfte dieser schönen Welt seit einem Vierteljahrhundert verdeckte, bei diesem Schmerel arbeitete Leibotschla. Die Arbeit war die reine Zwangsarbeit. Um 3 Uhr nachmittags versammelte sich das Orchester in Erwartung der Festgesellschaft im Hochzeitsaal, und mit diesem Moment begann die Arbeit, welche häufig erst am Abend des nächsten Tages endigte. Diese ganze Zeit hindurch mußte man, knapp daß man Zeit fand, etwas zu trinken oder zu essen, mit einem Eifer spielen, als wenn Schmerel diesmal die Bezahlung nicht, wie gewöhnlich, auf die lange Bank schieben, sondern sofort am Schluß den Beutel aufstun würde. Um 12 Uhr nachts vor dem Abendessen kam für das Orchester der erhabenste Moment. Wie soll ich ihn beschreiben? Mit welchen Farben den feierlichen Augenblick schildern, wenn der ehrenwerte Scherel sich von seinem hohen Stuhl erhob, von wo er, wie ein einäugiger Adler, die lachenden und schwaghenden Juden beobachtet hatte, und mit dem Bogen seinen Leuten ein Zeichen gab, sie sollten die Aufforderung zur Schere spielen? Und dann? Dann, mit einem roten Foulard die schweißbedeckte Stirn trockenend, gab er mit dem Auge Leibotschla einen Wink, der bei ihm alles Mögliche bedeutete: ja oder nein... „Scher! Dich zum Teufel!... seß! Dich auf meinen Platz, Leibotschla!...“ Und wenn Schmerel dann, nachdem Leibotschla seinen Platz eingenommen hatte, sich mit einem Teller in der Hand durch die Reihen der aufgeregten lustigen Kavaliere zu schlängeln begann, — o, welche nicht wiederzugebenden süßen Gefühle pflegten sich auf seinem Gesicht auszuprägen! In dieser Minute hatte es fast den Anschein, als hätte Schmerel seine Länge vollständig vergessen — so unbeweglich ruhte das Hemd auf seiner breiten Brust; und sein ganzes Leben schien sich in diesem einzigen Auge zu konzentrieren, das aus dem Gesicht herauszustürzen drohte, um in die Tasche eines jeden Kavaliere zu fliegen... Während dieser Zeit spielte Leibotschla, der hungrige, verschlafene Leibotschla, instinktiv etwas Trauriges, als wollte er mit den leisen, klagenden Tönen seines Liedes allen erzählen, wie trübe und schrecklich sein Leben sei... .

Einmal abends — es war, wie ich mich erinnere, gegen Ende des Sommers, wenn der Mond so besonders groß und klar ist — saßen auf der Bank vor der Krankenhausapotheke der Dekonom, der Inspektor und der Apotheker und langweilten sich tödlich. Ich, der als Leichenträger beim Krankenhaus angestellt war, stand, wie gewöhnlich, bei ihnen, da es niemand so gut wie ich verstand, diesen Herren die Zeit zu vertreiben. Damals verstand ich ausgezeichnet zu tanzen, war unerschöpflich in Einfällen und Wigen, kannte viele, seltsame jüdische Lieder, die ich besser sang als mancher wirkliche Jude.

Aber an diesem verhängnisvollen Abend hatte ich kein Glück, es gelang mir nicht, die Herren zum Lachen zu bringen. Alle drei saßen böse da und schwiegen. Aus Furcht vor ihrem Born hielt ich mich in respektvoller Entfernung und beobachtete hauptsächlich den Dekonom, der vor Langeweile ganz wild geworden war.

„Wollen wir nicht Michel durchprügeln?“ erklang plötzlich seine rauhe Stimme.

Ich sprang vor Schreck zur Seite. Mich durchprügeln! Diesem verrückten Kerl, fuhr es mir durch den Kopf, ist alles möglich. Lieber unter die Flügel einer Windmühle geraten, als in seine Hände!

„Was soll Ihnen das, mich durchprügeln?“ fragte ich bescheiden, für alle Fälle vorsichtig zurückweichend.

„Es soll mir die Grillen vertreiben, ich sterbe vor Dangelwelle!“ antwortete er.

„Wollen Sie nicht,“ unterbrach ich in einschmeichelndem Ton, „wollen Sie nicht, Herr Delonom, daß ich Ihnen das Lied vom Teufel auf dem Ofen vorsinge?“

„Ach, immer Deine faulen Lieder! . . . Petrov!“ wandte er sich an den Apotheker. „Was meinen Sie zu der Idee, Michel durchprügeln?“

„Warten Sie!“ flehte ich. „Wollen Sie nicht, daß ich Ihnen erzähle, wie ich mich vor der Rekrutierung gedrückt und zwei der schlauesten Häscher an der Nase geführt habe?“

„Haben die Geschichte schon genug gehört. Wirklich, ich muß Dich durchprügeln!“

„Ich könnte mich auch gleich auf den ersten besten werfen,“ mischte sich, die Knie reibend, der Apotheker ein.

„Verdammt er Abend!“ brummte der Inspektor. „Wenn der Teufel doch irgendeinen Schafskopf herführen möchte!“

„Bartet!“ sagte plötzlich der Delonom, „ich habe eine Idee! Wenn Michel sich nach fünf Minuten nichts ausgedacht hat, schneide ich ihm den Bart ab. . . . Nimm die Uhr, Michel, und zähle!“ befahl er kaltsblütig, mir die Uhr reichend.

Die Geschichte drohte schlimm zu werden. Der Delonom pflegte in solchen Fällen nicht zu spaßen, und ich sah an dem Ausdruck seiner Augen, daß es mir nicht gut gehen würde.

„Herr Delonom!“ begann ich in kläglichem Ton und hielt plötzlich lautend inne.

„Was ist das?“ fragte er, ebenfalls die Ohren spitzend.

„Ich glaube, es kommt jemand hierher. . . . hören Sie?“

Wir lauschten alle. Es kam tatsächlich jemand. Nach einigen Minuten bemerkten wir, wie ein Mensch vom Türkenbrunnen her mit zaghaften, ungleichen Schritten sich uns zu nähern begann.

„Vielleicht der Türke?“ meinte ich vielsagend.

„Eher Dich zum Teufel mit Deinem Türken!“ sagte der furchtsame Apotheker böse.

Der Mensch näherte sich und ich erkannte ihn sofort.

„Leibotischka?!“ rief ich erstaunt.

„Leibotischka?!“ riefen im Chor der Apotheker, der Delonom und der Inspektor. „Wie kommst Du hierher?“

„Ja, Leibotischka!“ antwortete, traurig den Kopf schüttelnd, als ob ihn etwas erstickte, der Ruslane.

„Was machst Du hier?“ fragte ich. „Spielst Du denn heute nicht?“

„Nein. . . . Ich komme, um Medizin bitten, Herr Apotheker, irgendeine Medizin. Mein zweites Kind ist sehr krank geworden. . . .“

„Was heißt das — Dein zweites?“ fragte ich, ihn argwöhnisch betrachtend. „Ist denn das erste besser geworden?“

„Ja, besser“, antwortete Leibotischka feufzend und zupfte an seinem Bart. „Gestern Abend ist es gestorben.“

„Was, Leibotischka? Bei Euch ist ein Kind gestorben?“ fragte der Inspektor.

„Gestorben, Herr Inspektor, Gott sei Dank gestorben!“ . . . „Gewiß ist das zum besten“ . . . fügte er traurig hinzu.

(Schluß folgt.)

## Zeitgenosse Eulenberg.

Die Natur wagte mit Herbert Eulenberg einen Anachronismus; aber es wurde ein kulturelles Anpassungsproblem. Sie wollte den in undeutlicher Instinktlosigkeit handelnden natürlichen (Rousseauschen) Menschen; die Zeit jedoch und ihr Menschenprodukt: der Bürger, machte diesen Wilden unsicher, spaltete ihn. Sie unterband das Motorische und wühlte, Unfrieden und Empörung stiftend, im Gefühlslieben des Ungebändigten. Da wurde Herbert Eulenberg, gehemmter Latmensch, zum Dichter. Es ist die Revolte des Gefühls, die in seinen dichterischen Visionen sich ein Ventil zu schaffen sucht.

Gefühl ist Alles bei Eulenberg; subjektives, eigensinniges, anarchisches, selbstherrliches Gefühl, gegen das der Intellekt, die intelligente Einsicht nicht ankommt. Alles steht er auf diese Karte. Maßlos, heiß, überschäumend: ist es das Mächtige, Selbstverständliche. Noch in seinem jüngsten Roman „Katinka, die Fliege“ preist er die unbedingte Sicherheit des Instinkts, die den Menschen und Hunden und allen gezähmten Geschöpfen in der Zwangsjacke der vielfachen Gefellungsbindungen abhanden gekommen ist, und er träumt von den Menschen des 30. Jahrhunderts, die wieder einfach und selbstverständlich zu handeln vermögen, neue Griechen, heitere Individualisten.

Das Gefühl, der Instinkt ist das Gute, ist Sicherheit, Klarheit. Unsicher, trübe wird er erst dann, wenn die Schnürbrust unnatürlicher Handlungsvorschriften ihn einengt, daß er nach Innen schwelen muß. Da wird das Gefühl verwirrt, die Gradlinigkeit des Handelns gebrochen. Sucht aber der krankgewordene Instinkt sich seinen Ausweg, eruptiv, alle Schranken individueller und sozialer Bindungen niederbrechend, so wird er zum moralisch Bösen, zum Verbrechen. Hier steht Eulenberg, der Dichter, ein. Hier am Zusammenstoß des Subjektiven, in sich selbst beschlossenen Gefühls mit dem sozialen Bindungswillen. Das Problem ist, allgemein gesehen, aus dem speziellen dichterischen Erlebnis herausgenommen,

ein moralisches. Nicht umsonst beschäftigt sich der Dichter so leidenschaftlich, wie in den Broschüren „Du darfst ehebrechen“ oder „Brief eines Vaters unserer Zeit“ mit ethischen Fragen. Aber man kann das Problem gerne noch weiter fassen: als Zeitproblem. Die Bindungsflucht, die den Eulenbergischen Menschen kennzeichnet, ist ein bedeutungsvolles Stigma unseres kulturellen Lebens. Eins ist der bürgerlichen Welt verloren gegangen: ein großer Glaube als zentrale, alles belebende und bindende Macht. Geblieben sind ein Haufen von Richtungslinien, die mit der Idee der Vergangenheit zusammenhängen und nun noch immer ihre Geltung für das Individuum beanspruchen. Neue Bindungen bilden sich, die aber als äußerlicher, nicht von einem lebendigen Geiste getragener Zwang empfunden werden. Das Individuum fühlt, daß Dinge Beschlag auf seine Entschlüsse legen, die zu seinem Wesen nicht in dem mindesten inneren Verhältnis stehen. Die Folge dieser Empfindung ist die Isolierung, die anarchische Bindungsflucht, die heute in den Kreisen der Intelligenz sich immer stärker vollzieht. Hier berührt Eulenberg's Wesen, das in seiner individuellen Artung einen zeitlosen Charakter trägt, sich mit der Zeit und beleuchtet sie durch die Gegegnung um so stärker.

So wichtig diese Einsicht ist, so erklärt sie natürlicherweise nicht den Dichter Eulenberg, diese nur einmalige Ansehung eines ganz individuellen Welterlebens in Farbe und Rhythmus von individueller Betonung. Man muß den Eulenbergischen Menschen in seinem Handeln und Empfinden und vor allem in seinem Empfindungsausdruck ins Auge fassen, um einem vollständigen Begreifen des Dichters und seines Werkes näher zu kommen.

Zeitlos nannte ich den Dichter, und es würde auch vergeblich sein, das Klima seiner Seele historisch abzugrenzen zu wollen. Es gibt gewisse Neigungen bei ihm, die in die Zeiten ungebundener Abenteuererturns und in die Atmosphäre verschollener Kriegsläger verweisen. Auch eine feine kleinstädtische, etwas bizarre Architektur von vor hundert Jahren samt den zugehörigen Kostümen stellt er in Erinnerung an E. Th. A. Hoffmann und Jean Paul wohl einmal hin. Aber nun von einer historischen Schärfe sprechen zu wollen, wäre unnützig. Es ist romantische Gefühlsprojektion eines einsamen Träumers.

Zeitlos ist auch der Mensch Eulenberg's; allein im All, fremd unter den Menschen, daheim nur im Chaos seiner kranken Gefühlswelt; ein einsam überreizbarer Träumer, dessen Gemüt jedem Druck der Lust nachgibt und jeden Nadelstich als Hölle empfindet. Jedem Ding gibt er die Farbe des Traumes, und steht verwirrt, und erschreckt, daß die ganze Welt nicht diese Farbe trägt. Bis zum äußersten verleblisch ist er, als ob die Nebenwendungen zuckend bloßliegen. Im „Ulrich von Walde“ hat der Dichter die Genesis seines Helden gegeben. Ueberempfindlich, ein literarischer Schwärmer, steht Ulrich in der Schranzenwelt, die ihn umgibt. Sein Gefühl ist offen, rein und glühend. Er möchte Herzen öffnen, daß sie im selben Gefühlston reden wie er selber. „Menschen seht, so spricht mein Gefühl, möchte er ihnen zurufen, Menschen, gebt mir recht.“ Er will den natürlichen Menschen, und nicht eine Galerie stummer Mumien. An der Verschlossenheit der anderen wird er krank. Die Menschen greifen in sein Gefühlslieben hinein, schänden es, weil sie nicht auf Gefühle, sondern auf Interessen Rücksicht zu nehmen gewohnt sind. Da geht Ulrich wie Limon von Athen in die Wälder, zu Igel, Eichhaz und den Nachtigallen, und füttert seinen Menschenhaz, bis er wie ein wildes Tier in seinem Innern tobt; bis das Gefühl schwarz und eiert und zu einer irren Raschheit wird, die maßlos, alles niederfegend, wie Brand aus ihm herausbricht. . . . Hier liegt die Wurzel, daraus das tragische Verhängnis dieser Menschen spricht: ihr weit ausschwingendes Gefühlslieben kann zum eng gezogenen, aus Klugheiten, Rücksichten und Verschönigungen zurechtgestrichenen Dasein des Alltags nicht in die Wage kommen. Sie können nur in den Träumen der Nacht leben. Das Eichhaz, nicht das geistige, sondern das des Empfindens läßt sie nicht unter den anderen Menschen aushalten. Sie finden sich isoliert, fremd vor Gott und den Menschen. Einsam stehen sie im All, schauernd erfüllt vom Gefühl der Sinnlosigkeit alles Geschehens. Und sie ziehen sich zurück in die große dunkle Höhle ihres Ich und lassen die Träume immer zuchtloser und wilder aufsteigen und zur rasenden vernichtenden Flamme werden; hinauswachsen wie eine Flamme aus dem First eines Hauses, das von ihr langsam eingestürzt wird. Ein Angstgefühl befallt diese Menschen selber, wenn sie eines Tages wie in einen schauervollen Abgrund in ihr herrenlos gewordenen Innere hinunterstürzen; aber sie sind die willenlos getriebenen, die Opfer ihres einsamen, erkrankten Blutes.

So wird das Problem vom Durchbruch der Gefühle durch die Sphäre des bewußt gelenkten Willens das durchgängige Problem des Eulenberg'schen Schaffens. Die Angst vor dem Verwildern des entzündeten Blutes, vor der Zuchtlosigkeit, vor dem in tollem Gift und Taumel ausstrahlenden Blute, das den bewußten Willen überschäumt und wegschwemmt und den Menschen „in sein Schicksal hineinreißt wie in ein fremdes vorüberfahrendes Ding, aus dem er nicht mehr herauskommt“, wird zum dichterischen Grunderlebnis. Das Eulenberg'sche Drama steht dort ein, wo der physische Mensch dem moralischen zu Lebentagebendem Ringen entgegentritt, einem wilden Tiere gleich ihn anfaßt und ihn würgt, bis die letzte Lebenskraft des Individuums erschöpft ist. Der Austrag eines inneren Erkrankungsprozesses, einer todbringenden Spaltung des tiefsten Lebenskerns ist dieses Drama. Wie ein ungeheures Etwas, wie eine unheimliche Höhle voll

Schatten und Schauer hocken die Eulenberg'schen Helden zwischen den andern, die entseht nach den wahnwitzigen Phantasmen spähen, den Fieberl'ern, die wie Rauch und Schwaden im Innern aufsteigen. Und in diesen Bildern vollzieht sich das Drama, das entprechend der ganzen Artung des Helden durchaus monologisch ist. Seelendrama könnte man es nennen, dessen eigentlicher Schauplatz das Innere der Mittelperson ist. „Ich höre nichts außer mir“, ist ein echt Eulenberg'sches Wort, das auch die dramatische Situation kennzeichnet. Eulenberg's Menschen kommen vom Gefühl nicht los. Die Dinge und Menschen reden ihnen nicht; sie reden nur an sie heran und bestimmen und verändern die Konfliktssituation in keiner Weise. Man sieht immer nur die Mittelgestalt in den Flammen ihres Gefühls. Es kommen mehr bildmäßige als plastische Wirkungen zutage. Die Akte sind Gemälde, mehr oder minder geschickt um den Helden herumgruppiert. Der Grundcharakter dieses Dramas ist lyrisch. Der Stimmungsrahmen, der sich um das eigentliche Drama des in sich „abbrennenden“ Individuums schlingt, muß das Ganze künstlerisch zusammenhalten. So kann Eulenberg auch kein Drama bauen, das wie der „Ulrich“-Entwicklung geben soll. Er stellt sein Drama auf das labile Gefühl, das stimmunghaft wechselnde Willkür bedeutet. Auf der Szene ist dieser Antrieb aber nicht geeignet, eine Handlungskette verständlich zu machen. Wo indes um den in sich einheitlichen katastrophalen Ausbruch des innern Gefühlsprozesses, also in dem spezifisch Eulenberg'schen Seelendrama, sich die Atmosphäre stimmunghaft schließt, werden die Menschen durch das Zusammengehaltene des Ganzen glaubhaft. Hier, in der Rahmenkunst, und in der Sprache entfaltet Eulenberg sein bestes künstlerisches Vermögen. Die Eulenberg'sche Sprache ist von einer eigenen gewaltigen Schönheit und einer Intensität des Bildes, die das letzte an Gefühlsgelalt aus der Situation herausholt. Er bracht die Bilder manchmal auf, um sich in ihre Verschlossenheit hineinzuwühlen und sie zudend und blutend bloßzulegen. Er geht bis zu den Schwingungsextremen aller Empfindungen und knüpft Worte zusammen in einer verblüffenden Art, aber mit einem Klang voll schwerer Sätze, der sich nicht vergißt. Wie in einer phantastischen Höhe stehen die Bilder in den Worten; aber sie stehen; man sieht sie. Das Eulenberg'sche Bild hat im Ausdruck eine seltene Magie des Phantastischen; aber diese Atmosphäre macht es unbergänglich.

Urrismus, Phantastik, romantisches Dämmerleben: das ist die Luft, in der Eulenberg's Helden atmen. Dies rückt die Menschen aus dem Taglicht heraus in eine traumhafte, märchenhafte Beleuchtung, die die Verhältnisse steigert und das Grundwesen dieser in Gefühlsgelalt, Sprache und Form so subjektiv beschlossenen Gebilde erkennen läßt. Nicht objektiv realistische Gestaltung von Lebenszusammenhängen, von einem der großen Unbeirrten gesehen, gibt Eulenberg. Blutbilder des Innern, als Niesenschatten auf die Bühne projiziert, sind seine Dramen; dunkle Träume, die des Dichters Seele wälzt; Angst und Revolte.

Keine Welt schließt sich um den Eulenberg'schen Menschen; nur das Chaos der Gefühle in seinem ewigen Grollen und Branden. So sieht man auch aus dem Werk des Dichters noch nicht das feste Gebilde einer einheitlichen dichterischen Weltansicht heraufsteigen. Eulenberg lehnt unsere Welt ab; das ist sein gutes Recht als Dichter. Aber noch schuf er sich nicht die eigene, aus der die dauernden Werke kommen können, die in sich selber ruhen, weil sie ihr Gesetz in sich tragen. Auflehnung, Widerspruch und nervöses Leiden sind noch zu stark in ihm bestimmend. Schon erheben Emanuel von Treuchtlingen und Vincenz sich um einige Menschenmaße über den Kreis der Erde. Aber sie sind noch nicht heraus aus dem Zwischenreich, das schmerzlich sich dehnt, zwischen der Erde, dem Reich des Zwanges, und den weiten Gefilden der Freiheit und des phantastischen Ueberjähwanges. Sie leiden gleich ihrem Dichter noch wie die armen Seelen in der Vorhölle. Noch träumen sie nur erst über die Wolken. Herbert Eulenberg aber ärgert sich noch immer herum mit seinen lieben Zeitgenossen, anstatt das Reich zu suchen, zu dem er den Zauber Schlüssel besitzen wird, wenn er nur will. Wenn man in „Kalinka, die Fliege“ das herrliche Nachtfest der Tiere in seiner düsteren Phantastik liest, oder die geradezu kosmisch ergreifende Schilderung von Skatinkas Ende, möchte man dem Dichter geradezu zurufen: Mensch! Poet! Werde doch freier! Schaff Dir eine Welt so phantastisch wie möglich, wenn Du nur drin wohnen kannst. In „Kalinka“ steht der Satz: „Die Bedeutung eines Menschen zeigt sich darin, wie er Herr über die Anarchie seiner Gefühle wird.“ Aber, Zeitgenosse Eulenberg, die Bedeutung des Künstlers nicht minder.

P. H.

## Kleines feuilleton.

### Paläontologisches.

Ein prähistorischer Riesenhai. Es gibt zwar auch heute noch Riesenhaifische, die fast so groß wie Walfische sind und die der Zoologe unter dem Namen *Carcharodon rondeleti* kennt. Aber sie sind äußerst selten, ganz harmlos, haben kleine Zähne und nähren sich von den kleinen Organismen, die die Oberfläche des Meeres bevölkern. Sie sind die letzten degenerierten und im Aus-

sterben begriffenen Nachkommen eines prähistorischen Riesenhais, über den Louis Sussakof im „Scientific American“ ausführliche Angaben macht. Im Neozen-Zeitalter lebte im Meer ein riesiger Haifisch, größer als irgend ein Hai unserer Tage und ein furchtbares, mordgieriges Ungeheuer, dessen maßlose Gefräßigkeit schließlich seinen Untergang zur Folge gehabt zu haben scheint. Vor kurzem erwarb das amerikanische Museum für Naturgeschichte einige hundert Zähne dieses Unieres, die aus den Phosphatschichten von Südarolina gesammelt waren. Eingehende Forschungen wurden über dieses vorgefichtliche Tier angestellt und schließlich konnte das Maul so weit rekonstruiert werden, daß die Zähne in die Kimmbaden eingesetzt wurden. Das so entstandene Modell hat bei geöffnetem Maul einen Umfang, der fünf bis sechs Männern gestattet, sich darin aufzustellen. Die Zähne sind in der Mitte am größten; ein solcher Riesenzahn war sechs Zoll hoch und vier ein viertel Zoll breit. Jede Reihe wies 24 Zähne auf, doch waren hinter jeder Reihe noch drei Zähne mehr. Die Schneiden der Zähne waren sägeförmig und außerordentlich scharf. Man kann sich vorstellen, was für eine ungeheure Zerstörungsmaschine ein solcher Rachen darstellte. Vielleicht hat die Natur niemals einen gewaltigeren Vernichtungssapparat konstruiert; selbst durch die Zähnbatterie des riesigen Dinosauriers, *Tyrannosaurus rex*, wird er nicht übertroffen. Welcher Art die Haifische waren, denen diese Rachen gehörten, läßt sich aus der noch vorhandenen Art der Riesenhaie ahnen. Schließt man aus den Formen dieses heute so seltenen Tieres auf die Gestalt seines gewaltigeren Urahns, dann muß die Länge des prähistorischen Riesenhais 70—80 Fuß betragen haben. Er war also so groß wie die größte der heute bekannten Walfische. Dieses Tier, das den Namen *Carcharodon megalodon* erhalten hat, war übrigens nicht die einzige Art ausgestorbener Riesenhaie. Nach den Zahnfossilien, die sich in verschiedenen Teilen der Welt gefunden haben, gab es wenigstens ein Duzend anderer Arten in vorgefichtlicher Zeit, die alle ausgestorben sind. Ueber die Ursachen, durch die solch ein gigantisches und furchtbares Ungeheuer aus der Reihe der Lebenden ausgestrichen wurde, lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Ein Hai von solchen Dimensionen muß ganz außerordentlich große Mengen von Fischen verzehrt haben. Bei dem Vorhandensein verschiedener Arten und der gierigen Gefräßigkeit dieser Tiere werden sie vielleicht allmählich alle ihnen zugängliche Nahrung aufgezehrt und sich so selbst dem Hungertode überliefert haben.

### Technisches.

Photographie mit unsichtbaren Strahlen. Die photographische Platte ist bekanntlich bedeutend empfindlicher als das menschliche Auge und „sieht“ weit über das violette Ende des Spektrums hinaus, da, wo sich die für uns nicht mehr sichtbaren, aber photographisch sehr wirksamen ultravioletten Strahlen befinden. Man kann nun mit verhältnismäßig einfachen Vorrichtungen beim Photographieren die sichtbaren Strahlen vollkommen ausschließen und es ergeben sich dann Resultate, die bei allen möglichen Untersuchungen von großer Wichtigkeit werden können.

Die schon von Prof. Wood im vergangenen Jahre gemachten Versuche hat jetzt D. Nente von der Charlottenburger Technischen Hochschule aufgenommen. Er ist dabei zu interessanten Ergebnissen gekommen. Ein Arbeiten im Zimmer oder Glashause ist beim Photographieren mit unsichtbaren Strahlen unmöglich, da letztere von den Glasfenstern verschluckt werden. Aus diesem Grunde sind auch Objektive aus gewöhnlichen Glasflüssen nicht verwendbar; hingegen lassen sich aus Quarz Linsen schleifen, die die kurzwelligen, ultravioletten Strahlen vollkommen durchlassen. Um nun auch die sichtbaren Strahlen gänzlich auszuschalten, muß die Quarzlinse noch versilbert oder aber eine versilberte Quarzplatte vor das Objektiv geschaltet werden.

Nente bediente sich zu seinen Aufnahmen einer künstlichen Lichtquelle, die ungewöhnlich viele ultraviolette Strahlen ausstößt. Vergleichsaufnahmen von Münzen und zweier verschiedener weißer Körper, Bleikarbonat und Zinkweiß, ergaben die interessante Tatsache, daß die zuletzt genannten Körper bei gewöhnlicher Beleuchtung gleich hell erscheinen. Bei der Belichtung mit ultravioletten Strahlen erscheint das Zinkweiß dagegen tief schwarz auf der photographischen Platte. Es leuchtet ein, daß gerade das verschiedenartige Verhalten von weißen Farben bei manchen Untersuchungen von unschätzbarem Werte sein kann. Eine Silbermünze, etwa ein Zweimarkstück, wird bei gewöhnlichem Licht natürlich hell wiedergeben; Gold- und Kupfermünzen reflektieren gleichmäßig dunkel. Die Aufnahme mit ultravioletten Strahlen zeigt in bezug auf das Reflexionsvermögen der Metalle ein sehr verschiedenes Verhalten. Gold reflektiert diese Strahlengattung am meisten, ein Zehn- und Zwanzigmarkstück wirkt daher auf der Platte ungewöhnlich hell; auch eine Kupfermünze wirft die Strahlen noch in ziemlichem Maße zurück, erscheint daher auch etwas dunkler. Die Silberstücke erscheinen fast schwarz.

Auch doppelte Ueberschreibungen auf Schriftstücken lassen sich bei Belichtung mit ultravioletten Strahlen leicht feststellen. — Die Chemie, und speziell die gerichtliche, wird sicherlich große Vorteile aus der Methode ziehen.